

HANNO RAUTERBERG

Greenwashing: Die Kunst der Scheinheiligkeit

Natürlich ist die Kulturwelt ganz entschieden für den Klimaschutz – und produziert doch Treibhausgase in gigantischem Ausmaß. Ist das der Preis der Weltläufigkeit?

Kaum ein anderes Thema beschäftigt die Künstler*innen gerade mehr als die Klimakatastrophe. Sie protestieren gegen Plastikmüll und Treibhausgase, beklagen verseuchte Meere und vergiftete Bienen, fragen nach der Zukunft von Packeis, Artenvielfalt und Regenwald. Mit all dieser Klimakunst ließe sich bequem ein eigenes großes Museum bestücken, ein Schauhaus der Trauer und Mahnung.

Doch bringt das irgendetwas? Kann eine Kunst, die das Gute und Richtige propagiert, mehr sein als ästhetischer Ablasshandel?

Niemand, der die Biennale in Venedig besucht, die gerade ganz im Zeichen des Klimawandels steht, muss erst davon überzeugt werden, dass Plastik im Meer nichts zu suchen hat. Dort ist niemand, dem man die Schädlichkeit der allgemeinen Reisegeilheit erst erklären muss und der die Apathie der Gegenwart nicht ähnlich kritisch sieht wie etwa der litauische Pavillon mit seiner preisgekrönten Performance.

Wenn sich aber Künstler*innen und Publikum so wunderbar einig sind, entwickelt die Kunst weniger eine aufklärende als eine besänftigende Wirkung. Die Besucher*innen investieren Geld und Zeit, um die Werke zu betrachten, und bekommen im Gegenzug das gute Gefühl vermittelt, selbst keiner der geschmähten Touristen zu sein, sondern etwas ganz anderes, etwas Besseres: ein Reisender in Sachen Kultur, der garantiert auf der richtigen Seite steht. Gerade dieses Wohlgefühl ist natürlich die beste Voraussetzung dafür, dass alles schön beim Alten bleibt.

Wie wirkungslos eine sozial und politisch gepolte Kunst in der Regel ist, zeigt sich bereits daran, dass Künstler*innen-Appelle grundsätzlich nur die anderen meinen. Diese anderen sind es, nicht die Künstler*innen selbst, auch nicht die

Museen, Theater oder Filmstudios, die sich ganz dringend ändern sollen. Es gilt die alte Regel: Je moralisierender das Pathos der Kunst, desto schwächer die Bereitschaft zur Selbstkritik.

So wird auf Theaterbühnen mit Verve gegen den ausbeuterischen Neoliberalismus gewettert, während kaum eine Branche ausbeuterischer mit dem eigenen Personal umgeht als eben die Theater. So kämpft man auf der Kinoleinwand für Diversität und Geschlechtergerechtigkeit, nur damit am Ende doch wieder die wichtigsten Oscars an weiße Männer verliehen werden. Und auch die üppig blühende Klimakunst hat keineswegs zur Folge, dass Großausstellungen schrumpfen und Künstler*innen ihre oft ausufernden Materialschlachten eindämmen würden.

Die Kulturwelt insgesamt, vor allem aber der Kunstbetrieb produziert einen ökologischen Fußabdruck, der ähnlich maßlos ist wie der Geltungsdrang der Branche. Es gilt als Selbstverständlichkeit, dass Kurator*innen für einen kleinen Atelierbesuch um die halbe Welt jetten, dass immerzu Kunstwerke per Flugexpress versandt werden und bei den Messen in Miami oder Basel die Flughäfen nachgerade verstopft sind, weil so viele Sammler*innen mit einem Learjet anreisen. Ein Künstler wie Ólafur Elíasson erzählte schon vor Jahren, dass er fast ununterbrochen mit dem Flugzeug unterwegs sei, um alle Ausstellungen betreuen, alle Auftraggeber*innen sprechen zu können oder auch mal 122 Tonnen Grönlands nach London verschiffen zu lassen, wo sie als Kunstaktion pittoresk vor sich hin tauen. Auch sonst übrigens wirbt Elíasson mit einigem Elan für mehr Umweltbewusstsein.

Die Kunsthalle in Hamburg verschlingt fast 3 Millionen Kilowattstunden pro Jahr

Über die Jahre haben viele in der Kulturwelt diese Doppelmoral derart verinnerlicht, dass sie hellauf erstaunt waren, als vor ein paar Tagen die Tate Gallery of Modern Art in London den Klimanotstand ausrief – und das tatsächlich auf sich selbst, auf die eigene Arbeit als Museum bezog. Mit grünem Strom, mehr veganen Gerichten auf der Speisekarte und neuen Reiserichtlinien für die Mitarbeiter*innen will man dort bis 2023 den CO₂-Ausstoß um mindestens 10 Prozent reduzieren. Das hört sich nicht sonderlich ehrgeizig an, und überhaupt wirkt die Initiative nicht unbedingt wie eine Pioniertat. Und doch, sie ist es, jedenfalls gemessen an der Ignoranz der restlichen Branche.

Kein anderes großes Museum, Theater oder Kino hat bislang die eigene Klimabilanz durchleuchtet und öffentlich hinterfragt. Dabei ist der Energieverbrauch vieler Häuser gigantisch. Die Kunsthalle in Hamburg zum Beispiel verschlingt für Heizung, Kühlung, Lüftung und Beleuchtung fast 3 Mio. Kilowattstunden pro Jahr und zahlt dafür eine halbe Million Euro. Zwar versucht das Museum schon seit Jahren seinen Energiebedarf einzuschränken, durch bessere Lampen oder Klimageräte. Der Verbrauch ist allerdings stets derselbe geblieben, weil immer neue Stromfresser hinzukamen: durch mehr Depots, mehr Ausstellungssäle, mehr Außenbeleuchtung.

Ähnlich in der Tate Modern in London: Hätte sie nicht vor drei Jahren einen riesigen neuen Flügel errichtet, das Switch House, sähe die Ökobilanz heute viel besser aus. Nichts aber lag den Direktoren ferner, als die Erweiterung aus ökologischen Gründen infrage zu stellen. Denn es machen ja alle so: Expansion ist Ziel und Zweck und im Grunde der letzte Seinsgrund der Kulturwelt. Nur wer noch mehr Besucher*innen anlockt, noch höhere Einnahmen hat, noch kühnere, tollere Werke vorweisen kann, gilt als erfolgreich und wird von der Kulturpolitik in Ruhe gelassen.

So dient die Klimakunst zuallererst dem Greenwashing. Sie soll ablenken von der kapitalistischen und letztlich umweltschädlichen Steigerungslogik, der die meisten Museen, Konzerthäuser und Theaterfestivals gehorchen. Längst ist die Kultur kein Selbstzweck mehr, sie soll Tourist*innen anlocken, das städtische Image zum Funkeln bringen, die Kreativen aus aller Welt anziehen. Sie soll, mit einem Wort, das Wachstum ankurbeln. Und kein Dorf ist zu einsam, keine Landschaft zu entlegen, um nicht irgendein Rock- und Elektrospektakel, eine Land-Art-Ausstellung, eine Lese- und Vortragsreihe aufzubieten und damit ebenfalls die Selbstvermarktung voranzutreiben.

Dass Kultur auch Konsum bedeutet, ist nun keine ganz frische Erkenntnis, sie gewinnt jedoch durch die Klimadebatte erheblich an Brisanz. Denn ganz gleich, wie viel Strom ein Museum wie die Tate Modern in Zukunft einspart, egal, wie viele Veganer*innen sie verköstigt – in der Gesamtbilanz wird ihr ökologischer Fußabdruck nur dann wirklich schrumpfen, wenn sie sich dem Wachstumszwang verweigert. Und das heißt: wenn sie emsig daran arbeitet, dass künftig weniger Besucher*innen kommen.

Fast sechs Millionen waren es 2018, und klar, man ist stolz darauf, einmal mehr die Vorjahresmarke zu überbieten. Nun fliegen nicht alle Besucher*innen, nicht alle kommen nach London, einzig um die Tate Modern zu besuchen. Doch legt es ein Museum dieser Größe natürlich darauf an, seinen globalen Einfluss zu mehren und möglichst die ganze Welt nach London zu ziehen, damit auch wirklich alle begreifen, wie machtvoll es selbst und wie wichtig die Kunst ist.

Das Museum muss auch gar nicht viel dafür tun, die Besucher*innen kommen ganz von allein, seitdem der Kulturtourismus boomt. Die billigen Flüge machen's möglich, mal kurz nach London, Rom oder Budapest zu reisen. Und überdies gehört es im kognitiven Kapitalismus fast schon zwingend dazu, sich überall ein wenig auszukennen und selbstverständlich die wichtigen Kulturstätten aufzusuchen. Der Mensch der Gegenwart soll so polyglott wie irgend möglich leben, ein Connaisseur des Pluralen und Diversen, der sich für maurische Fliesen ebenso interessiert wie für Skulpturen der Inuit oder die jüngste Performance von Anne Imhof.

Keine belehrende Biennale-Kunst mehr

Entsprechend beginnen viele Museen ihr Selbstverständnis zu wandeln: Endlich weitet sich der Blick, endlich befasst man sich auch mit nicht westlichen Künstler*innen. Und so wird auch die kommende Documenta von einem Künstlerkollektiv aus Indonesien kuratiert werden.

Die Abgründe dieser Transnationalisierung liegen dabei offen zutage und werden dennoch sorgsam beschwiegen. Schon die vorige Documenta produzierte Treibhausgase in kaum vorstellbarer Menge, da die Ausstellung in Kassel und ebenso in Athen stattfand, mit der Folge, dass Künstler*innen, Kurator*innen, Kritiker*innen permanent hin- und herflogen und dasselbe auch ihrem Publikum nahelegten. Damit aber nicht genug: Die Globalisierung des Blicks, so lehrreich er sein mag, weckt in vielen Menschen den überaus verständlichen Wunsch, der Kunst und den Künstler*innen hinterher zu reisen. Sie möchten sich selbst ein Bild machen, wollen eintauchen in jene Kulturen, die ihnen das Museum nahebringt. Und verfallen so der ökologischen Unvernunft, die der Kulturbetrieb ihnen vorlebt.

Ein finsternes Dilemma: Die Grand Tour des 19. Jahrhunderts, dieser obligatorische Bildungsausflug für die gehobenen Kreise, ist über die Jahre zur Greatest Tour geworden, zu einer nie endenden Tournee, an der mehr Menschen denn je ihr Vergnügen finden. Die Kultur hat sich demokratisiert, die Bereitschaft zur kosmopolitischen Kunstschau ist allgemein geworden, doch hat diese Form der Weltneugier ihren Preis, und den zahlen: erstens die Umwelt und zweitens der ärmere Teil der Menschheit.

Bekanntlich schaden vor allem die Wohlhabenden und Superreichen dem Klima, denn selbst wenn sie sich fleischlos ernähren und gern mal mit dem Fahrrad fahren, fällt ihr Konsum insgesamt deutlich üppiger aus, und zu diesem Konsum gehört nicht zuletzt der regelmäßige Kultur- und Städtetrip. Die böse Pointe des Dilemmas besteht also darin, dass sich die Kulturwelt zwar mit verstärkter Neugier den einst kolonial Unterdrückten und sozial Deklassierten zuwendet – gerade diese aber unter den Folgen der entfachten Neugier leiden. Am meisten wird der Klimawandel ja jenen zusetzen, die ohnehin schon arm sind und in Gegenden wohnen, die hoffnungslos verdorren oder hinweggeschwemmt werden. Die kulturelle Anerkennung der Kosmopolit*innen dürfte ihnen spätestens dann herzlich egal sein.

Wohl dem, der immer schon lieber nach Helgoland als nach Bali fuhr. Der lesend die schönsten Exkursionen unternahm, weltläufig im Geiste. Er ist der wahre Avantgardist, ein Meister umweltschonender Trägheit. Während der Rest der Menschheit hektisch nach einem besseren Selbst sucht und inständig hofft, es in unbereister Fremde zu finden, sitzt der Avantgardist emissionsarm auf dem Sofa und erfreut sich seiner Imagination. Alle zirkulieren, Waren, Daten, Leiber. Er hält die Füße still.

Es wird gewiss nicht leicht für die Kulturwelt, sich an diesem neuen Typ von Avantgarde ein Beispiel zu nehmen. Künftig wären die gewohnten guten Nach-

richten – Wieder mehr Verlage auf der Buchmesse in Frankfurt! Noch ein Museum für Berlin! – vor allem Grund zur Sorge, dass aus dem Nullwachstum wieder nichts werden könnte. Künftig müsste man den eigenen Tatendrang drosseln. Andererseits, wie angenehm könnte das sein! Dem alten Erfolgsdruck entkommen! Endlich mal erproben, was ein neuer Regionalismus für die Kultur bedeuten würde und ob sich der Sinn fürs Fremde nicht überaus belebt, wenn man die lokalen Eigenheiten in den Blick nimmt.

Provinziell wäre diese Zukunft, doch man würde es als Lob verstehen. Keine Sicherheitsschleusen mehr, keine drittklassigen Hotels in Singapur oder New York. Und ja, auch keine belehrende Biennale-Kunst mehr. Käme es so, man müsste der Klimakrise dankbar sein.

Dieser Beitrag ist zuerst erschienen in: DIE ZEIT Nr. 32/2019, Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

